Spaniers prinzipiell positiv zu wertendes Unterfangen, Praxis und Wissenschaft zusammenzubringen, bleibt in der Umsetzung hinter den Erwartungen zurück. Das größte Problem sehe ich in der Einschränkung der Praxisvertreter auf die Gruppe der Mediaentscheider, die eine Fokussierung auf das Kontaktmodell impliziert. Das ist dem Stand der universitären Werbewirkungsforschung nicht angemessen. Hinzu kommen begriffliche Unschärfen im wissenschaftlichen Vokabular und – sicherlich problematischer – Beliebigkeit bei zentralen Konzepten. Trotz dieser kritischen Anmerkungen aus dem akademischen Blickwinkel ist das Buch sicher eine lohnende Lektüre für Akademiker, die den Kontakt zur Praxis suchen.

Daniela Schlütz

Literatur:

Jenzowsky, S. & Friedrichsen, M. (1999). Fernsehwerbung: Werbewirkung im Kontext des Fernsehprogrammaterials. In: M. Friedrichsen & S. Jenzowsky (Hrsg.), Fernsehwerbung: Theoretische Analysen und empirische Befunde (S. 261 – 306). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Mayer, H. & Illmann, T. (2000). Markt- und Werbepsychologie (3. Aufl.). Stuttgart: Schäffer-Poeschel.

Pepels, W. (1996). Werbeeffizienzmessung. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.

Thomas Valovic

Digital mythologies

The hidden complexities of the internet

New Brunswick, New Jersey, London: Rutgers University Press, 2000. – 220 S.

ISBN 0-8135-2754-6

Wir leben in einer Zeit des grundlegenden Wandels, in dem das „Postmoderne“ eher einen Anfang als das Endprodukt des Wandlungsprozesses bezeichnet. Das Internet spielt in diesem Prozess eine wichtige Rolle und stellt eine Herausforderung dar, die richtigen Fragen zu stellen. Dazu muss aber die Diskussion, die das Web über sich selbst führt, entmythologisiert werden.

Dies ist der grundlegende Ansatz von Valovic, den man überwiegend als Journalist im Telekommunikationsbereich kennt und der über lange Insidererfahrungen im Internet verfügt. Das Buch greift auf diese Erfahrungen in zweifacher Weise zurück, indem es einerseits eine Reflektion dieser Erfahrungen darstellt, andererseits diese Reflektion an früheren Diskussionsbeiträgen im Web orientiert. Faktisch besteht das Buch aus 33 Schnipseln, die selten länger als fünf Seiten sind, in sich häufig auch recht unterschiedliche Themen ansprechen. Die Überschriften korrespondieren daher nur locker mit den Texten, die untereinander nicht verknüpft sind, dafür aber in fünf Kapitel eingeteilt werden, die auch nicht immer zwingend erscheinen.

Valovics argumentativer Ausgangspunkt sind überwiegend Beiträge anderer Autoren aus Diskussionen über das Internet, die er diskutiert, in allgemeinere Fragestellungen transformiert und diese dann häufig unbeantwortet lässt. Dadurch entsteht gelegentlich der Eindruck, als würde er die jeweiligen Insider-Mythen durchaus zu Recht zunächst zurückweisen, um dann seinerseits Gegenmythen aufzubauen. Dieser Problematik kann er – wie er selbst sieht – deshalb nicht entgehen, weil es über die tatsächlichen Wirkungen des Internet auf die Menschen kaum verlässliche Forschung gibt. Trotz der Schnipsel-Struktur des Buches dürfte es von vorne nach hinten entstanden sein, denn es existiert durchaus ein Gedankengang, der zwar nicht explizit gemacht wird, aber rekonstruierbar ist.

„Virtuelle Träume“ weist darauf hin, dass wir uns bezüglich des Internet noch in einer Euphorie-Phase befinden, der unvermeidlicherweise irgendwann der Katzenjammer folgen wird, insbesondere wenn sich die Warnungen bestätigen werden, dass es tatsächlich die kulturellen Standards verschwinden lässt. Sein Beitrag zur Schaffung von Wohlstand erfordert einen Übergang in eine neue Wirtschaft, sein evolutionärer Beitrag eine kulturelle Adaption, und in beiden Fällen ist es durchaus möglich, dass wir diese Veränderungen nicht erfolgreich bewältigen werden.

„Virtuelle Albträume“ warnt vor dem neuen Utilitarismus, dem „Power Cocooning“ (sich ins Netz zurückziehen), der Überlastung der menschlichen Verarbeitungskapazitäten, der Informationsüberlastung, dem Verschwinden der Geschichte durch obsessive Konzentration auf die Gegenwart, dem Diebstahl der Innerlichkeit durch die Medien, der Entfremdung

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2000-4-587 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sowie der zunehmenden Verletzlichkeit der Systeme. In einem sehr kurzen Beitrag zur elektronischen Mediation kommt eine der Grundstrukturen der Valovic-Welt zum Ausdruck: die unauflösliche Widersprüchlichkeit unserer gegenwärtigen Situation. Einer der Hauptwidersprüche ist: Der Computer ist Teil des Problems und Teil der Lösung.

„Electronic Polity" ist zunächst eine Reflektion der Erfahrungen, die Valovic selbst durch seine Teilnahme am WELL gemacht hat, setzt also auf elektronischen Diskussionen und Gruppenbildungen auf: Identitätsprobleme, möglicher Missbrauch des Netzes durch Spin Doctors, Probleme bei der Beurteilung von Informationen im Web, unübersichtliches Durcheinander („Cocktail-Party-Problem"). Durch diese Potenziale des Netzes zur Dekontextualisierung reflektiert das Internet die notwendigen Erscheinungen, die den Prozess der Transition von einem gesellschaftlichen Modus in einen anderen ausmachen. Die demokratisierenden Potenziale des Internet werden generell eher skeptisch betrachtet, allerdings könnte es auf lokaler Ebene zur Wiederbelebung des Gemeindelebens führen.

Mit „Digitaler Kultur" meint Valovic die Diskussion, die das Netz über sich selber führt, also insbesondere die Diskussionen in „Wired" und in der „Electronic Frontier Foundation". Er charakterisiert diese Diskussion als die einer digitalen Elite, die besessen ist von Fragen des Schutzes der Privatsphäre und der Meinungsäußerungsfreiheit, die andere Medien grundsätzlich als reglementiert ansieht und ihnen daher misstraut, die auf ein technokratisches Gesellschaftsverständnis zusteuert und einem Sozialdarwinismus huldigt, der lediglich die Märkte als regulierende Instanzen anerkennt.

Durch all diese Kapitel werden zwei Grundzüge immer deutlicher: Valovic fürchtet um die Weiterexistenz von Kultur und Bildung, die er durch eine sich entwickelnde Technokratie bedroht sieht (und es ist sicher kein Zufall, dass besonders Postman lobend von ihm erwähnt wird). Seine Gesellschaftsdiagnose ist daher auch keine, die sich nur an den „verborgenen Komplexitäten des Internet" festmacht, sondern ein umfassenderes Bild der (US-amerikanischen) Welt zeichnet. Da er diese umfassendere Herangehensweise allerdings selten kennzeichnet, sondern die ihm problematisch erscheinenden Phänomene häufig gewissermaßen ersatzweise dem Internet zuschreibt, geraten etliche Diskussionen in eine Schieflage – eigentlich hat er Recht, aber nicht unbedingt darin, dass es sich um eine Wirkung des Internet handelt.

Im letzten Kapitel „Wissenschaft, Kultur und Internet" wird dies dann aber zumindest teilweise insofern korrigiert, als hier eine breitere Perspektive eingenommen wird; das Internet erscheint fast gar nicht mehr, und wenn, dann in Form des „Cyberspace", der von ihm durchaus sehr viel breiter als die digitale Durchdringung unserer Welt gemeint ist. Wissenschaft und Technik haben die Kultur erobert, aber wir sind auf dem Weg, dem etwas Spirituelles entgegenzusetzen. Die „epistemologische Krise" des „Kampfes zwischen Technik und Seele" (Sven Birkert) erfordert die Herausbildung eines neuen Modells der Transparenz (jenseits von Kirche und Spiritualität). Dazu können beitragen die Rückkehr zu einem ökologischen Weltverständnis (das sich in den 60er Jahren artikulierte) sowie die Wiederbelebung von Familie und Gemeinschaft (anstelle von Gesellschaft). Dies erfordert aber die Bekämpfung der technokratischen Tendenzen des Internet. Um die digitale Revolution in die richtige Richtung zu bewegen, muss man sich ihr allerdings anschließen. Der Widerspruch, dass man damit auch zu ihrer Weiterentwicklung beiträgt, ist ertragbar, wenn man das Internet vor allem als ein Werkzeug, mit dem Erfahrungen gemacht werden können, auffasst und nicht als ein von sich aus alles rettendes oder verderbendes Phänomen. Nicht die Menschen müssen sich an das Internet anpassen, sondern das Internet (wie alle Technik) an den Menschen.

Es ist schade, dass diese wichtige, abwägende, sich nicht um technikethische Probleme drückende Position so zerschnipselt daherkommt. Das wird viele Leser abschrecken oder daran hindern, ihrerseits die notwendigen Rekonstruktionsarbeiten durchzuführen. Andererseits könnte man dahinter auch eine aus dieser Position stammende Absicht vermuten: Die Postmoderne muss sich aus der Phase, in der viele Phänomene zusammenhanglos erscheinen, in eine Phase bewegen, in der Zusammenhänge wiederhergestellt werden, und zwar aus der Sicht der Menschen. Das fordert Valovic von seinen Lesern, indem er es ihnen gerade nicht leicht macht. Für diejenigen, die sich Gedanken über das Internet, die Medien, die Be-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2000-4-587 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wegungen der Digitalisierung, den Zustand von Gesellschaft (und nicht nur der US-amerikanischen) machen, lohnt sich diese Mühe der Rekonstruktionsarbeit.

Gernot Wersig

Wiebke Müller

Journalistenausbildung in Europa

Bestandsaufnahme, neue Modelle, Entwicklungsperspektiven

Berlin: Vistas, 1999. – 223 S.

(Reihe Vistascript; 13)

ISBN 3-89158-231-5

„Journalistenausbildung in Europa" – unter diesem Titel erwartet der Leser zunächst einen Überblick über die (durchaus heterogenen) Strukturen des Berufsfeldes in verschiedenen europäischen Ländern und die jeweils dazugehörenden Aus- und Weiterbildungssysteme. Darüber erfährt man in dem lesenswerten Buch von Wiebke Müller relativ wenig. Denn die Autorin will mehr: Sie interessiert sich für Aus- und Weiterbildungsangebote, die einen inhaltlichen oder strukturellen Europa-Bezug aufweisen, also entweder europäische Themen in ihr Curriculum integrieren oder gar europäische Ableger oder transnationale Kooperationen entwickeln.

Die Beschäftigung mit Aspekten der europäischen Integration hat häufig mit einem besonderen normativen Überschuss zu kämpfen: „Europa" ist irgendwie immer „gut", „mehr Europa" (im Sinne von mehr Kooperation und Integration) deshalb scheinbar automatisch besser. Die Gefahr einer Idealisierung von Initiativen und Modellen, die „mehr Europa" wollen, liegt deshalb nahe. Wiebke Müller begegnet dieser Gefahr auf einleuchtende Weise. Sie beschreibt natürlich mit großer Sympathie die bestehenden Angebote in diesem Bereich und die sich entwickelnden transnationalen Netzwerke. Aber sie fragt zugleich nach verschiedenen Stolpersteinen: nach den Erfahrungen, die die Ausbildungsinstitutionen mit Europa als Thema und Kooperationsfeld tatsächlich gemacht haben (S. 107 ff.), nach den im Moment durchaus noch schmalen Beschäftigungsfeldern für Journalistinnen und Journalisten mit Europa-Qualifikation (S. 173 – 186), nach der Abhängigkeit europäischer Vernetzungsinitiativen von den nicht immer gleich stark sprudelnden EU-Förderquellen usw.

Das wichtigste länderübergreifende Netzwerk der Journalistenaus- und -weiterbildung stellt die 1990 gegründete „European Journalism Training Association" (EJTA) dar, die ihren Sitz soeben von Maastricht nach Bordeaux verlegt hat Im Rahmen der EJTA-Kooperationen haben sich auch die beiden bekanntesten transnationalen Bildungsangebote für (angehende) Journalisten entwickelt: die „Euroreporter-Seminare, bei denen Journalistenschüler aus verschiedenen europäischen Ländern gemeinsam während einer Woche ein journalistisches Produkt (z. B. eine Zeitschrift oder ein TV-Magazin) zu einem europäischen Rahmenthema erstellen, sowie die „Europafilialen" des „Centre de Formation des Journalistes (CFJ) in Paris, die es Absolventen im Fach Journalismus (nicht nur) aus Europa ermöglichen, sich in einem Jahr als „Europajournalisten" zu spezialisieren.

Die Seminare sind für die Autorin das Paradebeispiel für einen inhaltlichen Europa-Bezug in der Journalistenausbildung, während die Europafilialen den Prototyp einer Verbindung von inhaltlichem und strukturellem Europa-Bezug darstellen, der inzwischen verschiedene Nachahmer gefunden hat.

Die Bedeutung der EJTA als Rahmen für diese Aktivitäten hat auch dazu geführt, dass die Autorin die Mitglieder dieses Netzwerkes als wichtigsten empirischen Einstiegspunkt für ihre empirische Untersuchung gewählt hat. Den Kern ihrer Arbeit bilden drei einander ergänzende schriftliche Befragungen: Angeschrieben wurden erstens die Mitgliedsinstitutionen der EJTA, zum Zweiten die deutschen Ausbildungseinrichtungen für Journalisten, die nicht Mitglied der EJTA sind, und drittens für den Bereich der PR-Ausbildung die Mitglieder der Confédération Européenne des Relations Publiques (CERP). Die Rücklaufquoten lagen zwischen 40 und 50 Prozent und sind damit für diese Art der (europaweiten!) Befragung durchaus annehmbar. Allerdings ist die absolute Zahl der eingegangenen Fragebögen (32 EJTA-Mitglieder, 13 EJTA-Nicht-Mitglieder in Deutschland und 21 CERP-Ausbildungseinrichtungen) so gering, dass sich bei manchen Fragen Fallzahlen ergeben, die nicht hätten interpretiert werden sollen. Auch die Darstellung von Prozentverteilungen ist bei Fallzahlen unter 100 nicht sonderlich sinnvoll. Doch die Au-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2000-4-587 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY